

ARIS FIORETOS Der letzte Grieche

ROMAN
HANSER





Hanser eBook

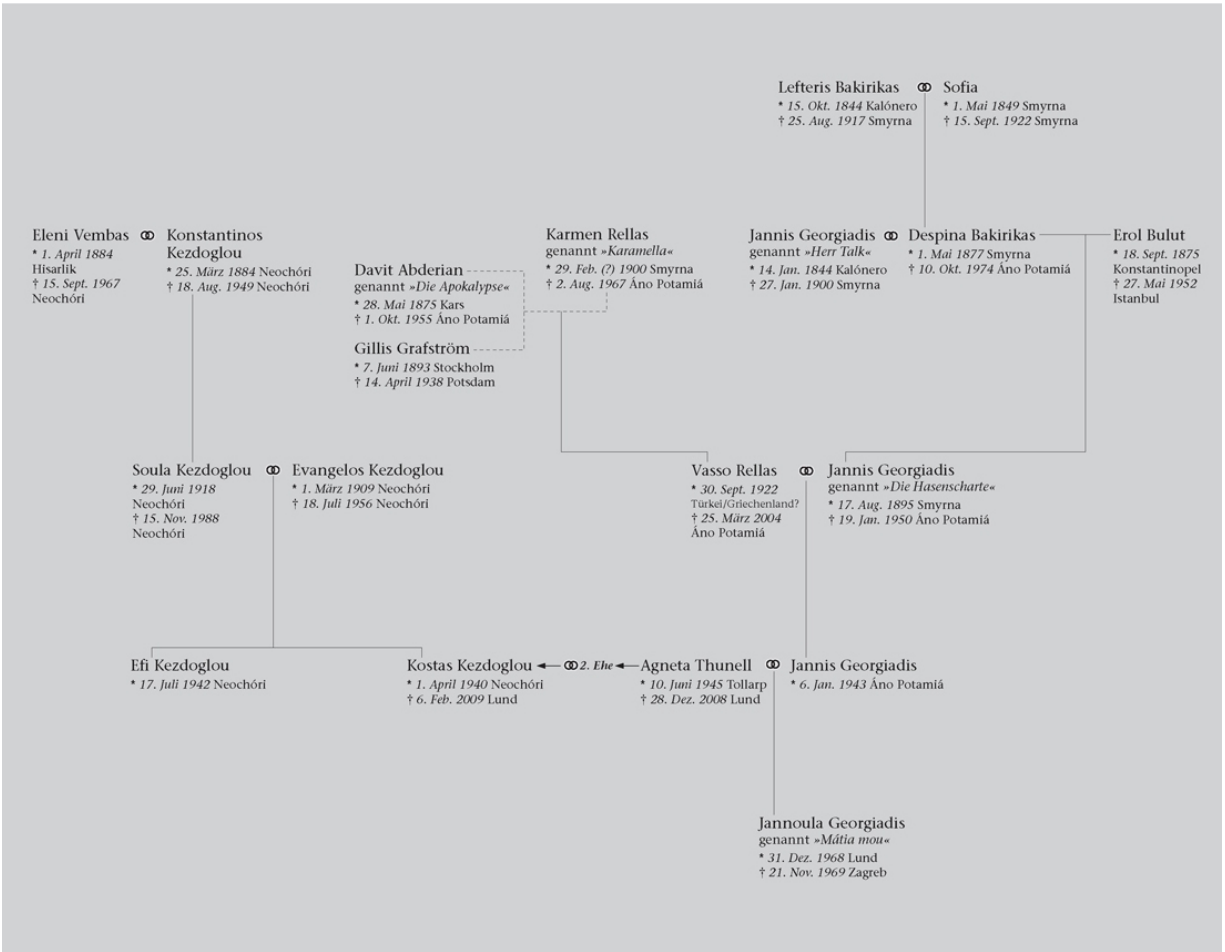
Aris Fioretos

DER LETZTE GRIECHE

Roman

Aus dem Schwedischen
von Paul Berf

Carl Hanser Verlag



Die schwedische Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel *Den siste greken* bei Norstedts in Stockholm.

ISBN 978-3-446-24229-6

© Aris Fioretos 2009

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2011/2012

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele andere Informationen

finden Sie unter www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder

folgen Sie uns auf Twitter: www.twitter.com/hanserliteratur

Datenkonvertierung E-Book: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

VORWORT

Kostas Kezdoglou starb am 6. Februar dieses Jahres in der Universitätsklinik von Lund. Ein Leben in der Gesellschaft Prince Denmarks forderte Tribut. Als seine Schwester Efi die Hinterlassenschaft durchsah, stieß sie auf einen Kasten, den ihr Bruder etwa zu der Zeit von seiner Frau bekommen hatte, zu der dieses Buch enden wird. Er war aus unbehandeltem Fichtenholz, zwanzig Zentimeter breit, fünfundzwanzig tief und ungefähr halb so hoch. Auf einem Post-it standen mein Name und meine Telefonnummer sowie die Aufforderung, zu tun, was in meinen Augen »für den Inhalt das Beste« sei. Wenige Tage später hob ich den Deckel ab und erblickte hunderte dicht gedrängter, gelber Karteikarten. Die oberste Linie war weinfarben wie die Furche in einem Handteller, die übrigen dreizehn hellgrau wie die Innenseite des Himmels. Manche waren vollgekritzelt, andere fast leer. Reichte der Platz auf einer Karteikarte für ein Thema nicht aus, hatte der Autor mehrere benutzt. Folglich gab es zahlreiche Päckchen, die von Büroklammern oder Gummiringen zusammengehalten wurden. Ganz oben stand im Allgemeinen eine Überschrift, die einem die Orientierung erleichterte.

In Absprache mit Efi reifte der Entschluss, dass ich versuchen sollte, das Manuskript zu veröffentlichen. Allem Anschein nach betrachtete ihr Bruder es als vollendet. Ich habe sprachliche Fehler berichtigt, die typisch für eingewanderte Griechen sind, stilistische Eigenarten dagegen bewahrt. Die Anordnung der Karten ist ebenfalls unangetastet geblieben, obwohl ich mich versucht fühlte, sie neu zu sortieren, um die Darstellung direkter zu machen. Ich nehme an, Kezdoglou wollte zeigen, dass Chronologien relativ sind. Die redaktionelle Arbeit wurde in seinem alten Arbeitszimmer erledigt, wo auch diese Zeilen an einem Tag zu Papier gebracht werden, der eigentlich sein Geburtstag ist. Gleichwohl wird der Text nicht ohne Zweifel veröffentlicht, die ich im Folgenden offenlegen möchte. Doch ehe dies geschieht, muss der

Hintergrund skizziert werden, denn sonst riskiert dieses »Sachbuch«, merkwürdiger zu wirken, als es ist.

Wir schreiben das Jahr 1922. In Smyrna hört man Schreie und zersplitterndes Glas, durchgehende Pferde und etwas, was Theaterdonner sein könnte, aber keiner ist. Da der Autor in Kürze selbst schildern wird, was sich abspielte, als die griechische Minderheit von Atatürks Truppen vertrieben wurde, möchte ich den Ereignissen nicht vorgreifen, muss aber erwähnen, dass seine Großmutter auf einen der Todesmärsche gezwungen wurde. Eleni wurde in jenem Herbst achtunddreißig und marschierte mit den Griechen und den Tieren, die in Kolonnen aus der wahnsinnigen Stadt auszogen. Viele kamen um, andere verschwanden. Im Spätherbst gelang es ihr, nach Zypern überzusetzen. Zum Schutz gegen die steife Brise trug sie einen bestickten Wintermantel, unter den Arm geklemmt hielt sie einen Stapel Fotografien, einen krümeligen Lippenstift und den selbst fabrizierten Rückspiegel des Austin ihrer Familie. Sie war tapfer, sie war untröstlich, sie hatte kurz zuvor den Ehemann und zwei ihrer drei Kinder verloren.

Nach einigen Monaten in der Stadt, die von den Griechen Ammóchostos und von anderen Famagusta genannt wurde, ging Eleni an Bord eines Frachters, der nach Thessaloniki auslief. In den folgenden Jahren fühlte sie sich wie eine Spinne ohne Beine. Ihre Gedanken kreisten ausschließlich um die Verlorenen, sie war krank vor Sehnsucht nach ihnen. Später sollte sie einen Witwer mit eigenen Kindern kennenlernen und erneut eine Familie gründen. In der ersten Zeit erschien ihr der bloße Gedanke an eine neue Existenz jedoch als Verrat. »Phantomschmerz« pflegte sie jedem zu sagen, der ihr zuhören wollte, »ich bestehe ganz und gar aus dieser jämmerlichen Sache.« Erst als der Witwer – ein Briefträger aus einem Dorf in den Bergen – das Hauptpostamt besuchte, in dem sie Arbeit gefunden hatte, spürte man eine Veränderung. Und nach Ereignissen, die besser andere schildern sollten, begann sie, ihre Erinnerungen an eine Welt aufzuzeichnen, die zum Ausland geworden war.

Mit der Zeit wuchsen die Stapel alter Briefumschläge und Telegramme, auf denen sie schrieb. Wenn sie sich früherer Bekannter entsann, musste sie herausfinden, wer deren Eltern gewesen waren, was wiederum Fragen nach

der Herkunft der Familie aufwarf, nach Ereignissen, Geheimnissen und verwischten, fast unsichtbaren Abdrücken in der Geschichte. Die Erkenntnis, dass kein Mensch eine Insel, kein Vorgang isoliert war, bildete eine Quelle der Hoffnung, doch ebenso der Verzweiflung. Obwohl Eleni sich über ihre Fortschritte freute, musste sie doch erkennen, dass die Aufgabe, allein die Erinnerung an alle verlorenen Landsleute zu retten, ihre Kräfte überstieg. Nach der Flucht hatten sich ihre Freundinnen in Patras und Piräus, aber auch an so fernen Orten wie Fulda, Toronto und Melbourne niedergelassen. Als sie ihre Fühler ausstreckte, boten einige von ihnen Hilfe an. Ein Tipp führte zum nächsten, ein Hinweis zu einem anderen. Binnen weniger Monate erschufen die Frauen eine mit Gassen, Boulevards und Plätzen ausgestattete Miniaturwelt. Hier und da sah man Baugerüste und an einigen Stellen fehlte noch das eine oder andere Stockwerk, aber davon ließ man sich nicht beirren. Im Laufe eines Sommers mit Weintrauben in Kastaniengröße arbeitete Eleni die Antwortbriefe zu Lexikonartikeln um, die sie zwölfmal kopierte und passend zur Tabakernte bei einer Schneiderin im Nachbardorf binden ließ. Als die Bauern die Felder abflämmten, versandte sie die Schrift in sämtliche Himmelsrichtungen. Es war der erste Teil der *Enzyklopädie der Auslands griechen*, »herausgegeben« in Neochóri im Spätherbst 1928.

Als die Freundinnen sich in das Ergebnis ihrer mühevollen Arbeit vertieften, entdeckten sie, dass weitere Gestalten darauf warteten, einen Namen und ein Gesicht zu bekommen. Weniger erfreulich war, dass Eleni Verbrieftes und Vermutetes nicht getrennt hatte. Sie erkannten, dass der Traum von einer wiedererschaffenen Gemeinschaft mit all ihren Geheimnissen und Gefühlen für Gebetsrufer sowie Zirkusartisten genau dies bleiben würde: eine Traumwelt. Nicht, weil es ihnen an Hingabe oder Geduld gefehlt hätte, sondern weil die Aufgabe an sich unmöglich war. Die Weigerung, auch nur eine einzige Erinnerung verloren zu geben, drohte das Unterfangen von innen heraus zu sprengen. Wenn ihre Kollegin keine zeitliche Grenze zog, nicht zwischen Gerüchten und Fakten unterschied und es versäumte, die Zeugenaussagen zu überprüfen, würde diese Welt im Laufe der Zeit derart seltsame Proportionen annehmen, dass mehr als ein Atlas erforderlich wäre, um sie zu schultern. Außerdem konnte niemand

sicher sein, dass das Erschaffene ein Tempel und kein Müllhaufen war. Nach einem erregten Briefwechsel in den Jahren 1929–30 einigte man sich deshalb auf »neue Spielregeln«, wie Athanassia Osborn in Astoria, New York, die Sache mit amerikanischer Direktheit ausdrückte.

Vier Jahre später wurde der erste Band nochmals verlegt, diesmal halb so dick, aber doppelt so zuverlässig. Hatten sie zunächst nur Wunschvorstellungen und Phantasien gesammelt, die Griechen aus Smyrna betrafen, gingen die Freundinnen – die sich inzwischen die »Gehilfinnen Clios« nannten – nunmehr dazu über, sich auf Fakten über alle Arten von Landsleuten in der Diaspora zu konzentrieren. Der Smyrniot war trotz allem nur eine von vielen Spielarten dessen, was ein Grieche sein konnte. Das entscheidende Problem waren nicht die breiten Avenuen durch die Geschichte mit ihrem Wirrwarr aus Stichstraßen und Sackgassen, sondern die Hoffnungen, die auf ihnen reisten. »Jeder Grieche«, heißt es in Osborns überarbeitetem Vorwort (man hört die promovierte Ethnologin), »bildet eine Komplikation des Griechischen. Uns spornt keine große Idee an, sondern eine kleine Hoffnung: dass die Ausnahme den Landsmann bestätigt. Alles andere wäre eine Katastrophe, wofür wir in diesem kurzen, grauen Jahrhundert genügend Beispiele gesehen haben.«

Geduldig nahm man die Gerüchte und Erinnerungen, aus denen ein Mensch in den Gedanken anderer Menschen besteht, unter die Lupe. Wüste Vermutungen und beschönigende Umschreibungen wurden aussortiert, bis ausschließlich solche Informationen übrig blieben, die von unabhängigen Quellen bestätigt wurden. »Die Dichtkunst ist für die Griechen seit jeher Gift gewesen«, erläuterte Doktor Osborn, wenn sie eine unbestätigte Aussage strich. »Lasst uns lieber zu wenig, als zu viel aufnehmen.« Das Material musste gesichert werden, solange die Zeugen noch lebten, denn wenn Leute nicht starben, weil sie Griechen waren, sondern aus anderen Gründen, bestand die Gefahr, dass sich die Erinnerungen nicht bestätigen ließen, so schön oder schmerzlich sie auch erscheinen mochten. Andererseits durfte kein Artikel veröffentlicht werden, bevor der Gegenstand der Aufmerksamkeit das Zeitliche gesegnet hatte, denn ein Grieche war »noch in letzter Sekunde für eine Überraschung gut«. Sobald der Stoff vorlag, wurde

eine Reinschrift angefertigt und in regelmäßigen Abständen, wenn man genügend Geld gesammelt hatte, erschien in der Diaspora Press ein neuer Band.

Gibt es noch Leser, denen diese fadengebundenen Drucksachen in flexiblen Umschlägen in die Hände gefallen sind? Wenn ja, dann wissen sie, dass die Gehilfinnen gegen allerlei widrige Umstände ankämpfen mussten: Brände, Weltkriege, Schwindsucht, Poesie, vorzeitiges Ableben, Diktaturen ... und einiges mehr. Zum Beispiel Blei verschiedener Art – nicht zuletzt die Typen, die für den Satz der Bücher benutzt wurden. Der Briefträger starb, als der sechste Band in Druck gegangen war. Daraufhin erschienen keine weiteren Teile, weil die Doppelwitwe nicht wusste, worum sie mehr trauern sollte: um das Land, das sie hatte verlassen müssen, oder um den wankenden Brückenkopf im neuen. Die Freundinnen schrieben ihr inständig bittende Briefe, jedoch vergebens, und machten nach ein paar Jahren auf eigene Faust weiter. Später sollten Elenis Enkelkinder daran zurückdenken, wie ihre *jiajiá* nachmittags am Sekretär apathisch über ihren Wintermantel strich und sich nicht sicher war, ob sie die Zeit oder die Zeit sie überlebt hatte. Manchmal ging Kostas – benannt nach seinem Großvater mütterlicherseits und Autor der folgenden Seiten – zu ihr, vor allem als er älter wurde und sich in der Schule unterfordert fühlte. Dann nahm Eleni, die eigentlich nur seine Stiefgroßmutter war, ihn mit in eine Vergangenheit, die ihrer Ansicht nach ebenso die seine war wie die ihre. Sie erzählte von Trauer und Verwirrung, sie schilderte Jubel und Staunen, und sie fragte, ob ein Grieche wohl jemals »diese jämmerliche Sache« loswerden würde. Als ihr Enkelkind später das Land verließ, nahm sie die Arbeit schließlich doch wieder auf. Kurz darauf starb sie.

Ich habe mich so ausführlich bei dieser Vorgeschichte aufgehalten, weil ich glaube, dass sie zur Erhellung von Kezdoglous Supplement beiträgt. Nachdem seine Frau Agneta am 28. Dezember des Vorjahrs an Brustkrebs gestorben war, muss er gespürt haben, dass auch seine Lebensuhr ablief. Mag sein, dass er kein ganzes Leben schildert. Trotzdem enthält der Kiefernholzkasten ein einzigartiges Schicksal, dargestellt anhand weniger, aber prägender, auf mehrere Generationen verteilter Ereignisse. Wenn er

über eine andere Person berichtet, heißt dies allerdings noch lange nicht, dass er deshalb unparteiisch ist. Jedenfalls kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass er sich im Porträt seines Helden spiegelt, obwohl ein Historiker eigentlich als Erstes lernen sollte, einen angemessenen Abstand zu seinem Gegenstand zu halten.

Kezdoglou scheint sich die Sichtweise des Porträtierten zu eigen gemacht zu haben: Menschen bestehen aus anderen Menschen. Der einzige Weg, ihnen gerecht zu werden, liegt darin, sich nicht auf die nackten Tatsachen und ein Futteral aus Haut, Knochen und ein paar inneren Organen zu beschränken. Sein Vorsatz erscheint sympathisch, lässt aber auch Zweifel aufkommen. Warum gibt er die dichterischen Freiheiten nicht zu? Warum lässt er die Lebensbeschreibung zwischen Fakt und Vermutung changieren, ohne zu sagen, worum es sich jeweils handelt? An einer Stelle behauptet er, seine Angaben basierten auf Zeitungsausschnitten oder persönlichen Gesprächen, trotzdem verbirgt er seine Quellen hinter Pseudonymen und behandelt Betrachtungen, die nicht auf Gewährsleute zurückgeführt werden, als Zugeständnisse an das menschliche Bedürfnis nach Lokalkolorit. Ein anderes Mal lehnt er sich an eine Wand aus Vermutungen. Dialoge sind mit Vorsicht zu genießen, und nur weil er von sich in der dritten Person spricht – wahrscheinlich, um den neutralen Ton eines Nachschlagewerks nachzuahmen –, verschwindet die persönliche Gestaltung doch nicht. Das Arrangement mit den Karteikarten deutet sogar an, dass Kezdoglou sich, vermutlich aus Unzufriedenheit mit dem kärglichen Proviant des Lebens (den Fakten), die Freiheit genommen hat, eine romanähnliche Handlung zu erschaffen. Denn welchen Sinn sollen die Passagen über Eiskunstlauf und Krocket sonst haben, um nur zwei Dinge zu nennen, an denen die Hauptperson ein unkompliziertes Vergnügen fand, deren lose Enden jedoch zu einem Faden verwoben werden, dessen Farbe, wie das Buch uns glauben lassen will, die gleiche ist wie die einer Falte in einem Handteller?

Es ist erfreulich, dass uns der Autor zu einigen jener Glücks- und Unglücksorte mitnimmt, die es in jedem Leben gibt. Es ist erfreulich, dass er Orte und Gestalten, die leicht vergessen werden, sowohl in der Phantasie als auch in Makedonien präsentiert. Aber für jemanden, der seine Schrift unter

die Lupe nehmen möchte, für jemanden, der sie nutzen will, um ein Schicksal des 20. Jahrhunderts besser zu verstehen, erweist sich sein Bericht als aufreizend unförmig – wortreich in Situationen, in denen ein Adjektiv gereicht hätte, stumm in Momenten, in denen ein Lexikon vonnöten gewesen wäre. Ich habe das Gefühl, Kezdoglou plagte ein »iberaus« schlechtes Gewissen. Es fragt sich, warum. Und es fragt sich, warum er trotz der Ereignisse, die der Drucklegung dessen vorausgingen, was 1969 der letzte Band der Enzyklopädie werden sollte – als sein Freund eine unerwartete Entdeckung machte und auf einem Hinterhof in Südschweden eine Bücherverbrennung improvisierte –, warum er trotz dieses »Zwischenfalls in Lund«, wie er in handverlesenen Kreisen genannt werden sollte, beschloss, zur Bühne seiner Niederlage zurückzukehren. Nachdem ich das Material lektoriert habe, drängt sich mir nur eine Antwort auf: Er bemüht sich um eine Rehabilitierung. Für wen, muss der Leser selbst entscheiden.

Wenn ich nun ein letztes Mal die Finger über die Karteikarten wandern lasse, vom 19. Jahrhundert der Vorgeschichte mit seinen verrußten Nischen bis zum hellen Wohnzimmer von heute, sticht mir die Unzuverlässigkeit des Berichtenden ins Auge. Seltsamerweise erfüllt sie mich mit Zärtlichkeit – für die Eishockeyspieler von Tollarps IK mit ihren überdimensionierten Trikots und ihrer tabakfarbenen Spucke, für die frei erfundenen Jungs, die unsere Hauptperson in ihrem Zimmer neben der Ölheizung besuchten, für die Mutter mit der perfekten Frisur und den wohlriechenden Achselhöhlen, und natürlich für ihren Mann, der beim Anblick der Panzer, die durch Athens Straßen rollten, ausrief: »Das ist der schwärzeste Freitag in der Geschichte des Monats April« – ja, für jeden Voll-, Halb- oder Viertelgriechen an jenen Orten, an denen sich die nun folgenden Szenen abspielen, aber auch für die Mücken, Kühlschränke und Kissenbezüge der Vergangenheit, für deren Ziegen, Streichhölzer und Zehndrachmenmünzen, für jene »lieb reizende Bäckerstochter«, die vor hundert Jahren einen tauben Liebhaber traurig machte, der Geschichte jedoch einen Dienst erwies, sowie für jenen anonymen Gentleman, der zweihundert Jahre zuvor sein Shandyglas abstellte und das Krocketspiel erfand. Und natürlich für das Mysterium mit

pomadisierten Haaren: Jannis Georgiadis. Denn so lautet der Name des Helden in unserem Kasten ...

Aber jetzt klinge ich schon fast wie Kezdoglou. Möge er in Frieden ruhen. Zwei Dinge noch. Vermutlich bin ich jener Anton Florinos (*1960), der gelegentlich erwähnt wird. Als mir die Karteikarten in die Hände fielen, war ich jedoch unsicher, ob dies ein Wesen mit Haut und Hämoglobin war. Ehrlich gesagt weiß ich bis heute nicht, was ich denken soll. Obwohl mich diese Ungewissheit inzwischen weniger stört. Wie Jannis sagte, als ich ihn auf dem Handy erreichte, er es aber ablehnte, das Material in Augenschein zu nehmen: Jeder Mensch muss selbst entscheiden, wie er andere in Erinnerung behalten möchte. Versteht es sich nicht von selbst, dass die Erinnerungen sich wie Textilien um einen nackten Körper schmiegen, der nirgends fest ist? In veränderlichen Formen gebundenes Wasser: Vermutlich ist keiner von uns viel mehr.

An einer Stelle wird der Porträtierte zum »schwedischen Herakles« ernannt. Das wäre ein schöner Titel für ein Buch. Aber nicht für dieses. Im Übrigen frage ich mich, was die Gehilfinnen Clios gesagt hätten, wenn ihnen zu Ohren gekommen wäre, dass er noch lebt, während der Porträtist bereits tot ist. Wenn ich hiermit endgültig den Deckel schließe, fällt es schwer, sich nicht zweier Zeilen zu entsinnen, die Kezdoglou zitiert: *Ein Fremder daheim, ein Fremder fernab, / Ein Fremder noch hier im Paradies*. Treffen diese Worte vielleicht eher auf den Autor zu, der nun in seinem gänzlich anders dimensionierten Holzkasten ruht? Eine weitere Zeile aus dem gleichen Werk drängt sich auf: *Komm, obgleich zu spät, mein frommes Heldenlied ...*

Aris Fioretos
Sparta, 2009

Jannis Georgiadis, *1943

Neues Supplement zur *Enzyklopädie der
Auslandsgriechen*, erschienen bei Diaspora
Press (Neochóri; Neochóri; Toronto;
Astoria, New York; Melbourne; Salisbury,
Rhodesia; Plowdiw; Fulda; Gelsenkirchen;
Tirana; Marseille; Lund), 1928-1969,
12 Bände

Jeder sei auf seine Art ein Grieche ...

Goethe

DIE ZEITRECHNUNG BEGINNT. Auch Sachbücher benötigen einen Helden. In diesem heißt er Jannis Georgiadis und ist der Sohn eines Bauern aus Áno Potamiá. Das Dorf liegt im Norden Griechenlands, in fußläufiger Entfernung zur bulgarischen Grenze. Bei der letzten Volkszählung, durchgeführt anlässlich der Gründung der Former Yugoslav Republic of Macedonia, bestand die Ortschaft aus 149 Einwohnern mit ordnungsgemäßen Papieren, darunter zwei eingebürgerte Bulgaren. Jannis' Vater, 1922 aus Smyrna geflohen, war der Sohn des einzigen tauben Gebetsrufers in der Stadt. Letzteres wusste unser Held allerdings nicht. So wenig wie sein Vater oder Großvater, die nach griechischer Sitte ebenfalls den Vornamen Jannis trugen. Wohl aber seine Großmutter, Despina Georgiadis, geborene Bakirikas und Tochter eines Bäckers. Auch sie war 1922 geflohen. Auf einem Fahrrad. Insgeheim gehörte ihr Herz einem gewissen Erol Bulut, zumindest bis zu jenem Abend wenige Jahre vor der Jahrhundertwende, als sich die beiden hinter einer Moschee am Stadtrand trafen und man fast nur Zikaden hörte. Hinter dem Heiligtum geschahen Dinge, auf die wir zurückkommen werden. Kurz darauf wurde Erol religiös und entschied sich für ein Leben ohne Schweine, Schnaps und Frauen – »Griechinnen oder nicht«.

Wenn diese Herkunft verwirrend klingt, ist sie doch nichts gegen das, was das nächste Jahrhundert Menschen von nicht nur griechischer Abstammung antun sollte. In manchen Nachschlagewerken wird behauptet, das 20. Jahrhundert sei das goldene Zeitalter der Migration gewesen. Mag sein. Aber viel eher müssten die Chronisten von Blei sprechen – diesem kaum weniger fatalen, aber alltäglicheren Material, das in Röntgenschutzwesten, Autobatterien und manchen Arten von Kristallglas enthalten ist. In Rohren und Abgasen. Und in Gewehrkugeln. Das bleierne Zeitalter der Migration: So erscheint das Jahrhundert in *unserem* Rückspiegel. Dementsprechend wurden die Walachen umstandslos zu Rumänen oder Jugoslawen, von denen sich einige später, allerdings nicht grundlos, in Makedonier verwandelten. Auch in tote Makedonier. Eine Menge Bleikugeln. Oder nehmen Sie die

Levantiner. Die meisten begannen als West- oder Südeuropäer, jedenfalls väterlicherseits, endeten jedoch in den Augen fast aller, inklusive ihrer Mütter, als regelrechte Araber. Ganz zu schweigen von dem, was den Galiziern und Zigeunern widerfuhr. Als das Jahrhundert mit diesen Völkern fertig war, blieben nicht einmal mehr ihre Namen. Auch dort jede Menge Bleikugeln. Und Abgase. Die Griechen blieben im Allgemeinen jedoch Griechen. Übrigens wird sich die Verwirrung mit der Zeit legen. Die Erinnerungen und Erinnerungen an Erinnerungen werden weiter Unordnung zwischen den Zeitformen schaffen, aber in welcher Biografie geschieht das nicht? Alle müssen damit leben, dass sich erzählte Geschichte von erlebter Geschichte unterscheidet. Das Wort »Biografie« kommt übrigens aus dem Griechischen und bedeutet »Lebensbeschreibung«.

Jetzt sind wir gleich fertig mit unserem Prolog. Auch dieses Wort stammt aus dem Griechischen und bedeutet »Vorwort«. So manches im vorliegenden Buch mag einem in diesem Stile ungewohnt erscheinen.

Dem Pass, den Jannis als Erwachsener in seiner Hemdtasche trug, manchmal auch, nachdem er abgelaufen war, lässt sich entnehmen, dass er Ioannis getauft wurde. Die Schreibweise ergab sich, weil die Schriftsprache von der gesprochenen Sprache abwich. Der Name wurde von Vater Lakis verkündet – einem strengen Geistlichen, dessen Haare im Nacken zu einem Dutt zusammengerollt waren –, und zwar an einem stürmischen Wintervormittag 1943. Unmittelbar darauf drückte er das schreiende Wesen ein drittes Mal in eine Mülltonne, die man saubergeschrubbt und mit Wasser aus dem nahe gelegenen Fluss gefüllt hatte. Der Pate an seiner Seite versuchte die Behandlung abzumildern, aber der Pfarrer lachte nur. »Tut mir leid, Leonidas. Wenn der Junge zu unserem Volk gehören soll, muss er nochmal runter.« Als er das Kind schließlich zur allgemeinen Betrachtung hochhielt, trommelte der Regen auf die Dachziegel. Lächelnd hob er den Blick. »Auch wenn es die Engel zu Tränen rührt.«

Eine halbe Stunde später verließen die Dorfbewohner auf steinharten *boboniéres* kauend die Kirche. Einige von ihnen schüttelten den Kopf. Der alte Weinhändler, der Royalist war und die traditionelle Taufe in Schriftsprache vorzog, stöhnte: »Ich traue diesem Pfarrer nicht.« Er spuckte

Bröckchen aus Mandeln und kandiertem Zucker aus. »Einmal Kommunist, immer Kommunist.« Der Lebensmittelhändler, der neben ihm ging, zuckte mit den Schultern. Er wusste, dass man den Neugeborenen ohnehin nur Jannakis nennen würde. Dieser Rufname hielt in einer Familie, in der die Männer immer denselben Vornamen trugen und sonst keiner gewusst hätte, wer gemeint war, die Generationen auseinander.

Seinen ersten Auftritt in der Geschichtsschreibung hatte Jannis, zumindest nach Angabe der *Enzyklopädie der Auslandsgriechen*, im braungelben Vereinstrikot des Tollarper Eishockeyvereins – dem mit den gekreuzten Schlägern auf der Brust. Im, wie sich herausstellen sollte, letzten Band des Nachschlagewerks wird eine Lokalzeitung vom Februar 1968 zitiert. Dort heißt es im Sportteil: »Ein junger Hellene, Tollarps hoffentlich letzte Neuverpflichtung, brachte mit einem auf dem Eis sitzend erzielten Tor die erste Partie der Saison in Schwung. 1-0? Kaum hatte Georgiadis einem seiner Mannschaftskameraden diese Frage gestellt, als auch schon ein Tumult ausbrach. Handschuhe flogen, Kinnschoner wurden aufgeknöpft, Helme holperten über das Eis. Das Chaos endete erst, als der Schiedsrichter die Pfeife aus dem Mund nahm und das Tor für regelkonform befand – ›im Gegensatz zu dieser Spielweise‹. Woraufhin er auf Tollarps ausländische Neuverpflichtung und anschließend auf die Strafbank zeigte. Das Urteil war hart, aber gerecht: ›Sperren, unerlaubter Check, technischer Fehler ... Soll ich weitermachen?‹ Der Referee wäre dazu bereit gewesen, aber als er die Gesichter der Heimmannschaft sah, beließ er es dabei, hinzuzufügen: ›Fünf Minuten Strafe. Das Eigentor zählt. 0-1 für Nosaby.‹ Was übrigens auch das Endergebnis dieser ansonsten ereignislosen Partie war.«

Bisher unbekannte Dokumente belegen jedoch, dass sich Jannis' Eintritt in den verbrieften Teil der Geschichte ein knappes Jahr vorher ereignete, genauer gesagt am dritten Freitag im dritten Monat des keineswegs sorglosen Jahres 1967, viele Meilen von seinem geliebten Áno Potamiá entfernt. Und mit diesem Ereignis beginnt die Zeitrechnung in unserer Darstellung.

BIST DU GRIECHE? Am fraglichen Freitag saß Jannis in der Chirurgischen Praxis des Krankenhauses von Kristianstad. Der Name der Stadt sagt einem vielleicht nicht viel, aber damals war es ein wichtiger Ort. Es gab dort eine Garnison, einen Samstagsmarkt und einen Wasserturm aus Stahlbeton. Sowie einen gemeldeten Griechen. Der unbekannte Patient, der mit einem Pappkoffer und einem Streichholz im Mund gekommen war, blätterte in einer Illustrierten. Schwester Elsa stand, eine Strickjacke über den Schultern, hinter dem Tresen und musterte ihn. Als sie sich bei ihm erkundigte, ob er einen Termin habe, hatte er weder Anzeichen von Schmerz, noch von Eile gezeigt. Stattdessen hatte er verlegen gelächelt, das Streichholz vom einen Mundwinkel in den anderen verschoben und sich abgewandt – auch als sie zur Kaffeezeit eine auffallend freundliche, für den Patienten jedoch rätselhafte Miene aufgesetzt hatte. In der Hand hatte sie fragend eine Zimtschnecke gehalten.

Elsa Nord war seit vielen Jahren Krankenschwester, mit einem Lokalreporter verheiratet und daran gewöhnt, sich an die Vorschriften zu halten. Folglich ist eine Krankenakte erhalten geblieben, die uns, obgleich sie nie Verwendung fand, eine erste Personenbeschreibung des Fremden in dem Wartezimmer mit den tanggrünen Linoleumfliesen liefert.

ALTER: 24 Jahre

GRÖSSE: 1,78 m

GEWICHT: 67 kg

BRILLE: Nein

FRÜHERE ERKRANKUNGEN: Lungenentzündung

BERUF: Gastarbeiter?

– steht darin in der gepflegten Handschrift der Krankenschwester. Nicht viel, aber mehr, als man verlangen kann. Wir hätten hinzufügen können: plattfüßig, vermutlich Linkshänder und mit einem Robert Mitchum-Grübchen im Kinn. Unter BESONDERE BEFUNDE ergänzte die Krankenschwester jedoch: »Keine. Der Patient spricht allerdings mit starkem Akzent, so dass man es nicht genau weiß.«

Das ist unser Mann. Das ist Jannis Georgiadis, auch Supergrieche, Himmelsstürmer und schwedischer Herakles genannt. Sehen Sie ihn sich an. Sehen Sie ihn sich so an, wie er uns zum ersten Mal in den Annalen entgegentritt: lächelnd, plattfüßig und muskulös. Obwohl er in der sterilen Umgebung ein wenig gestutzt wirkt, hat er die unbekümmerten Bewegungen eines Helden, den belastbaren Rücken eines Bauern. Spüren Sie die Ruhe seiner Hände. Spüren Sie den Hunger in seinem Blick. Das ist ein Vierundzwanzigjähriger mit einer Stimme wie aus Hufschlägen und Rauch. Es hat weniger auffällige Auftritte in der Geschichte gegeben – zum Beispiel um kurz nach fünf, als der Doktor auf den lautlosen Gummisohlen seiner Vagabonds das Wartezimmer betrat. Er trug ein kratzendes Hemd, eine Strickkrawatte und einen weißen Kittel mit Kugelschreiberstrichen an der Brusttasche. Während Schwester Elsa mit dem Rücken zu ihrem Chef die Kaffeekanne ausspülte, überflog dieser das Krankenblatt. Anschließend ging er zu dem unbekannten Patienten und sprach ihn in seiner Muttersprache an: »*Éllinas íse?*«

Jannis pflückte das Streichholz aus seinem Mund und lächelte zum ersten Mal an diesem Tag ungezwungen. »Ich bin Ioannis Georgiadis, Student von der Universität Bromölla.« Sein Schwedisch war zwar etwas unbeholfen, aber korrekt. Flüsternd fuhr er in seiner Landessprache fort: »Aber Sie können mich Jannis nennen, Herr Doktor. Ich bin nicht so feierlich.« In dieser vertraulichen Anrede lag das Geheimnis seiner Erfolge im Leben, über die später die Presse schreiben sollte. Sie weckte Beschützerinstinkte. So auch bei Manolis Florinos, der es in seiner Eigenschaft als Arzt ansonsten gewohnt war, dass ein kühles Stethoskop, auf eine aufgeregte Körperstelle gepresst, völlig ausreichte, um das grundlegende Bedürfnis eines Menschen nach Geborgenheit zu stillen.

Die Praxis schloss um kurz nach fünf, sobald sich der Arzt nach einer akuten Gallensteinoperation die Hände gewaschen hatte. Danach begleitete ihn der Patient, der nicht krank, sondern Grieche war, in das Dorf vor den Toren der Stadt, in dem Florinos mit Ehefrau und Söhnen lebte. Balslöv hieß der Ort. Der Name ist möglicherweise schon etwas bekannter? Hier wurde der Abschied zu einer Disziplin ausgerufen. (Auch darauf werden wir

zurückkommen.) »Dienstwagen?« Jannis nickte zu einem schneebedeckten Ford Zodiac hin, der im Vorjahr gebraucht gekauft worden war, kurz danach steckte Manolis den Zündschlüssel ins Schloss. Als er sich ans Steuer setzte, reckte er sich und drückte die Beifahrertür auf, die sich nur von innen öffnen ließ. Sein Landsmann, der bereits mehrere Fahrstunden absolviert hatte, bevorzugte jedoch die Rückbank – »Mir wird beim Autofahren leicht schlecht« – und steckte sich ein neues Streichholz in den Mund.

Als die Männer eine Stunde später die Küche von Haus Seeblick betraten – der Wagen hatte zunächst nicht anspringen wollen, die Straße war teilweise alles andere als geräumt gewesen –, stellte der Gast seinen Koffer ab. Auf der Rückbank sitzend hatte er von einer Kindheitserinnerung erzählt. Nun wollte er sich von dem Gefühl befreien, er könnte dabei anders als sehr gebildet gewirkt haben. Nachdem er seine Schuhe ausgezogen hatte, ging er zu Lily, die an der Spüle Fleisch panierte. »Frau Doktor!« Manolis' Ehefrau, die nur Leuten, die sie nicht mochte, gestattete, sie »Frau Doktor« zu nennen, wunderte sich – allerdings nicht über den unerwarteten Besuch auf Strümpfen. Besuch bekam sie oft, auch unerwarteten. Einmal war ihr Gatte in Begleitung Ado von Reppes nach Hause gekommen. Ohne die Fasane abzulegen, die über seiner Schulter hingen, hatte der tweedgekleidete Kollege stehend, in argylekarierten Strümpfen und binnen exakt dreißig Minuten ihren Vorrat an Madeira geleert. Bei anderer Gelegenheit hatte sie mitten in der Nacht Geräusche gehört. Sie vergewisserte sich, dass ihr Mann nicht neben ihr lag, warf sich den Morgenmantel über und ging in die Küche hinunter, wo sie ihn in Gesellschaft des Dorfelektrikers fand. Die Männer standen mit Holzlöffeln in den Händen auf Küchenstühlen und kicherten wie Schulmädchen. Auf dem Fußboden krabbelten, ihre Scheren eigentümlich vor sich her schwingend, glänzende Flusskrebse. Heute brachte Manolis jedoch erstmals einen Landsmann mit nach Hause.

Dass es sich um einen Griechen handelte, hatte Lily erkannt, noch ehe sich der Gast vorstellte. Es genügte ihr, die braune Gabardinehose zu sehen, die Ton in Ton zu den Strümpfen, dem aufgeknöpften Hemd und der Jacke passte, die für diese Jahreszeit ungeeignet waren. Es genügten die Schuppen in den pomadisierten Haaren, die blauschwarzen Schatten auf den Wangen

und die schlechte Armbanduhr, eventuell ein sowjetisches Fabrikat. Es genügte, den schwachen und feuchten Druck der kräftigen Hand zu spüren und die Jacke an den Schultern knarren zu hören, wie nur Lederimitate es können. Es genügte, den olivfarbenen Teint, die Schuhe an der Tür oder den Geruch männlichen Schweißes zu riechen. Im Grunde genügte schon ein Bruchteil von all dem, um Lily begreifen zu lassen, dass ihr Besucher Grieche war. Aber es genügte auch, die hilflose Zutraulichkeit in seinem Blick zu sehen.

»Lily«, sagte sie und gab ihm ihren Ellbogen. Von dem Fleischstück in ihrer Hand tropfte Eigelb herab. »Nenn mich Lily.«

EIN WAHRES HELDENKINN. Lily Florinos kam nicht umhin, das Grübchen zu bemerken, das die Natur mitten in Jannis' Kinn plazierte hatte. Da ihr Mann eine ähnliche Vertiefung besaß, wenngleich eine Nummer kleiner, war sie zudem nicht unempfänglich für ihren Charme. »Ein wahres Heldenkinn«, hatte sie gelacht, nachdem sie mit ihm einige Jahre zuvor in ihrer Heimatstadt Wien *She Couldn't Say No* mit Robert Mitchum in der Rolle als Doc Sellers gesehen hatte.

Für Jannis hatte das Grübchen allerdings weniger mit Helden oder Heilkunst, als mit seiner Kindheit zu tun. Zum ersten Mal bewusst wahrgenommen hatte er es im Alter von vier Jahren. An einem Sommertag kurz nach dem Krieg hatte er mit seinem Vater, der von allen außer seiner Familie »Die Hasenscharte« genannt wurde, die Ziegen gehütet. Zum Abend hin saßen sie am fast ausgetrockneten Fluss, unter einem Kastanienbaum, dessen Stamm so ausgehöhlt war, dass sich in ihm ein Kind verstecken konnte. In seinem Inneren sirrten die Mücken. In den Sträuchern und am Ufersaum schepperten die Tiere mit Glocken, die aus Sardinenbüchsen bestanden. Sein Vater schaute sich um. Er hatte beschlossen, die Naht einer alten Posttasche zu flicken, die er geschenkt bekommen hatte. Nun zwirnte er Schilfhalme zu Kordeln. Jannis war in das Studium von Wundschorf vertieft. Nach einiger Zeit begann sein Vater zu summen, und als noch etwas mehr Zeit verstrichen war, sang er ein Lied mit türkischem Einschlag. Es klang

traurig und schön. Einige Minuten verstrichen, in denen er das Schilf durch die Löcher im Leder flocht. Dann ging er dazu über, das Geräusch der Zikaden nachzuahmen. Das klang noch schöner und noch trauriger und geschah mit solchem Geschick, dass der Sohn staunte. Laute dieser Art hatte er noch nie aus dem Mund eines Menschen gehört, am allerwenigsten aus dem seines Vaters. Ungläubig betrachtete er ihn. Sein Mund schien auf einmal voller Bogenstriche und Nerven und sonnenbeschienener Aluminiumfolie zu sein.

Der Junge hob eine Hand an die Lippen. Er fragte sich, was für ein Gefühl es sein mochte, zwei Gesichtshälften zu haben, die schief zusammengewachsen waren, und in der Mitte eine rostfarbene Scharte, die wulstig war wie ein Regenwurm. Als er sein Kinn berührte, schob er den Zeigefinger unwillkürlich in das Grübchen und presste es zwischen Daumen und Mittelfinger zusammen. Unwissentlich formten seine Finger damit die Geste, die der Pfarrer bei seiner Taufe gemacht hatte. Im gleichen Augenblick blickte sein Vater auf. Er sah seinen Sohn an und hörte auf, wie tausend Zikaden zu klingen. Die Stille zwischen ihnen schwoll an.

Diese drei Nichtigkeiten – der Blick, die Stille, +35° C – reichten aus, um den Vater fremder erscheinen zu lassen, als er war. Jannis fühlte, dass er nicht mehr nur aus harten Händen, einem buschigen Schnäuzer und zwei schiefen Gesichtshälften bestand, sondern auch aus Geheimnissen und Verstecken. Plötzlich war es, als enthielte der Körper Stellen mit einem hohen Gehalt an Lust und Schmerz. Er erkannte, dass sich hinter dem sonnenverbrannten Gesicht eine Welt verbarg, die er bis zu diesem Moment ganz selbstverständlich hingenommen hatte, die er geliebt und mit der er gestritten hatte, die jedoch nie das Interesse in ihm geweckt hatte, sie mit seinen Gedanken zu bewohnen. Verlegen stellte er sich, ohne eine Antwort zu erwarten, zum ersten Mal die Frage: Bin ich mehr als nur ich selbst? Der Vater hörte ihn nicht. Es ist im Übrigen durchaus denkbar, dass er seinen Sohn ausgelacht hätte, wenn er ihn denn gehört hätte. Nicht einmal der Schnurrbart hinderte Jannis daran, in die Mundhöhle zu blicken. Nein, keine Zikaden. Keine einzige. »Das ist alles, was übrig geblieben ist.« Was? Das Grübchen, das der Sohn befigerte. »Irgendwo müssen die Engel ja pissen

können.« Mehr wollte der Vater ihm jedoch nicht verraten. »Man weiß nie, wie das mit der Vererbung ist.«

Jannis' Vater ahnte, dass ein solches Heldenkinn nur väterlicherseits vererbt wird, sprach dies aber nicht aus. Die Person, die *er* Vater genannt hatte, besaß nämlich ein glattes Kinn, dessen fliehende Kieferpartie unter herabhängenden Ohrläppchen endete, die vage an einen Hund erinnerten. Keines dieser Kennzeichen wies der Mann, der Hasenscharte genannt wurde, oder später sein Sohn auf. Erol Bulut dagegen ... Nun ja, Erol Bulut hatte ein Grübchen von der Größe eines Kraters in seinem Kinn, das mit der Zeit vom üppigen Bart eines Muezzins verdeckt wurde.

IN EINEM KISSENBEZUG. Das Grübchen im Kinn war es wohl nicht. Es könnte jedoch der Wirbel am Hinterkopf des Doktors gewesen sein oder auch die Bezüge der Autositze, die an die Innenseite eines Kissenbezugs denken ließen. Ehe er Florinos' Küche in Balslöv betrat, erzählte Jannis jedenfalls folgendes – zunächst sitzend, danach in halbliegender Position auf der Rückbank des Fords, der durch den schneewattierten Märzabend fuhr:

»An einem Sommertag befand ich mich unter einem Kastanienbaum. Das war auch früher schon vorgekommen, das Jahr spielt also keine Rolle. Wir beide wissen ja, dass sich nach dem Bürgerkrieg kaum etwas änderte, Herr Doktor. Zumindest in Griechenland nicht. Die gleiche Armut, die gleichen Gefängnisinseln, die gleiche teilnahmslose Sonne. Als Vater starb, musste ich die Tiere alleine hüten. Der alte Kastanienbaum wurde meine Lieblingsstelle. Dort pflegte ich an den Stamm gelehnt zu sitzen und zu denken, während die Tiere umherstreunten oder Wasser tranken. Eines Tages legte ich meinen Kissenbezug unter den Kopf. Ich verwahrte ein Stück Brot, ein paar Feigen und gesalzene Mandeln darin. Auch andere Dinge, wenn ich denn welche hatte. Die Mandeln drückten gegen meinen Hinterkopf. Genau hier.« Er zeigte auf die Stelle. »Wie üblich dachte ich mir Fragen aus. Das tat ich nach Vaters Tod oft. Fragen zu allem und nichts, Herr Doktor, und vielem dazwischen. Fußball, Wetter, Vaterland ... Man hat nicht immer Zeit, in die Schule zu gehen, nicht wahr? Während ich eine Wolke beobachtete, die sich

am Himmel ausdehnte wie Ringe auf dem Wasser, kam mir der Gedanke, dass es ein anderes Kind geben musste, das zur selben Zeit, aber an einem anderen Ort, das Gleiche machte. Ich war zehn oder elf und konnte mir nur vorstellen, dass es ein *pitsiríkos* war. In einer kurzen Hose wie ich und in einem der alten Hemden seines Vaters, barfüßig und mit kurzen Haaren. Der Herr Doktor erinnert sich bestimmt, wie griechische Jungen damals aussahen. Hat er vielleicht auch mit seinem Kopf auf einem Kissenbezug gelegen? Hat er sich auch gefragt, wo auf der Welt er sich befand? Und hatte er vielleicht auch seinen Vater verloren? Ja, in diese Richtung gingen meine Überlegungen. Wie der Herr Doktor hört, war ich ein richtiger Mückenschädel.«

Lächelnd rutschte Jannis auf der Rückbank nach unten. »Plötzlich verstummten die Zikaden. Bis zu diesem Moment waren sie mir gar nicht aufgefallen, aber die Stille nahm ich wahr, und in der Stille hörte ich die abwesenden Insekten. Das klingt komisch, aber so war es. Das Loch, das sich in der Wolke oben am Himmel geöffnet hatte, auf halbem Weg zur Sonne, schluckte alle Geräusche, bewahrte jedoch die Erinnerung an sie. Nein, ich kann es nicht anders ausdrücken. Ich dachte an Vater und alles, was ich ihm nie hatte sagen können. Ich dachte an die Jahre mit ihm und an die Jahre ohne ihn. Wegen dieses Lochs war ich bis zum Rand mit ihm gefüllt, daher war es wohl nicht weiter verwunderlich, dass die Welt erstarrte. Auf einmal rührte sich nichts mehr. Die ganze Welt sparte ihre Spucke. Oder sagen wir, hielt die Luft an. Und da machte es Klick. Hier drinnen. In meinem Kopf.« Er zeigte darauf. »Obwohl ich ein *pitsiríkos* war, begriff ich, dass die Welt jede Sekunde stehen bleiben könnte. Oder zerbrechen. Eine andere Form annehmen. Oder aufhören könnte. Und dass das einzige, wodurch ein Mensch überlebte, die Teile von ihm waren, die es in anderen gab. Ich spreche von dem Menschen, wie er wahrgenommen wird und in Erinnerung bleibt, nicht von Nieren oder Schädelknochen. Das verstehen Sie sicher, Herr Doktor. Sie haben ja studiert. Und während ich dem Schweigen der Zikaden lauschte, erkannte ich, dass ich etwas so erlebte, wie ich mich eines Tages daran erinnern würde. Genau so, Herr Doktor. Genau so.«

Manolis konzentrierte sich gerade auf den Straßenbelag und entgegnete nichts. Sein Fahrgast sah ihn im Rückspiegel die Zunge zwischen den Zähnen falten. Er drehte den Heizungsregler von MEDIUM auf MAXIMUM, aber die Windschutzscheibe blieb trotzdem beschlagen. Regelmäßig musste er mit dem Ärmel seines Mantels darüber reiben. »Ist das nicht phantastisch? Ich wurde Zeuge einer zukünftigen Erinnerung.« Nein, der Blick im Spiegel ließ sich nicht einfangen. Florinos war mit seinen Gedanken woanders. Er überlegte, ob im Kofferraum eine Schaufel oder Schneeketten lagen, ob der Reservekanister voll war und wie weit sie noch fahren mussten. Gedanken dieser Art. Momentan krochen sie Meter für Meter vorwärts. Es knirschte gutmütig unter den Reifen, obwohl man schon bald nicht mehr sehen können würde, ob sie noch der Landstraße folgten. Nach weiteren schwerelosen Minuten türmte sich vor ihnen jedoch ein Traktor auf. Gerettet. Die Lichtkegel, auf sie gerichtet, waren so groß wie Strandbälle, die Gabel gesenkt und riesig. Auf dem Dach ließ eine Lampe gelbes, irres Licht rotieren. Als die Fahrzeuge einander passierten, hob der Schneeräumer eine Hand zum Gruß. Es war Ingemar Nyberg, der Dorfelektriker. Augenblicklich wurde der Straßenbelag ebener, griffiger, fast leichtsinnig. »*Gamó tin panajía*, das ist ja heute ...« Jannis hörte sich an, als hätte er sich selbst bei einem Diebstahl oder bei etwas noch Schlimmerem überrascht, vielleicht einer Palastrevolution.

»Entschuldige, was hast du gesagt?« Mittlerweile fuhr Manolis ruhig und methodisch. Kurze Zeit später nahm er den Fuß vom Gas und manövrierte den Wagen über eine Eisenbahnlinie, die sich rechts und links im Nichts verlor. Sie hatten nur noch einen Kilometer zu fahren. »Ich sagte, die Erinnerung ist heute wiedergekehrt. Nach all den Jahren. Überraschend, Herr Doktor, das muss man schon sagen.« Der Fahrgast schüttelte den Kopf. »Manchmal frage ich mich, wo sie sind, wenn wir nicht an sie denken. Die Erinnerungen, meine ich. Wie dieses Loch im Himmel. Über zehn Jahre ist es fort gewesen. Hat es sich vielleicht in einem Kissenbezug versteckt gehalten?« Er gluckste leise.

Ehe die Männer aus dem Auto steigen – der eine in warmen Vagabonds mit Galoschen, der andere in dünnen Mouriadis ohne –, müssen wir dem

Fahrer, Jahrgang 1931, ein wenig Aufmerksamkeit schenken. Was dachte er, als Jannis, zugleich hochtrabend und naiv, so redete? Ehrlich gesagt: nichts Besonderes. Der bisher einzige gemeldete Grieche in der Gemeinde Kristianstad sparte sich eine Antwort, weil ihm sein Landsmann sympathisch war. Ihm gefiel das unverstellte Vertrauen, die Neugier auf die Welt in all ihrer Schönheit und Verrücktheit, und so zog er es vor, seinem Fahrgast zu lauschen.

Während der Wagen mit schräg gestellten Vorderrädern und ausbrechendem Heck vom Bahnübergang hinunterrutschte, fuhr Jannis, durch das Schweigen ermuntert, fort, sich zu wundern. »Wenn ich an diesen anderen Jungen denke, wird mir klar, dass die Zeit auch für ihn stehen geblieben sein muss. Und wenn das so ist, hat er mit Sicherheit auch erkannt, dass ... *Ópa*, Herr Doktor! Das war knapp.« Manolis drehte das Lenkrad erst in die eine, dann in die andere Richtung. Sie entgingen dem Schlagbaum und im nächsten Moment fanden die Räder wieder Halt. Als der Wagen erneut Fahrt aufnahm, lehnte Florinos sich vor. »Dieses verdammte Kondenswasser. Ich begreife nicht, was mit dem Gebläse los ist.« Er drehte an dem Regler. »Ach übrigens, du kannst mich Manolis nennen«, stöhnte er und lehnte sich zurück. Das Auto schaukelte kurz. »Hast du mal daran gedacht, dass ich vielleicht dein Doppelgänger war?«

Bei dem Gedanken schwindelte es Jannis. Er konnte nicht mehr alle Mücken im Kopf behalten, sondern setzte sich auf und machte einige athletische Bewegungen mit dem Nacken. Er war müde und hungrig, er fühlte sich nicht recht wohl. Es war alles ein bisschen viel auf einmal. Das meinte auch der Doktor, als sie auf die Schotterpiste bogen, die um das Grundstück von Haus Seeblick herumführte und die Nyberg kürzlich geräumt hatte. »Das war ein bisschen viel auf einmal.« Er tastete nach der Handbremse. Die knarrte. »Hast du Hunger?«

VERZEICHNIS FRÜHER MÜCKEN. Es folgen einige der Fragen– »Mücken« genannt –, die sich Jannis nach dem Tod seines Vaters, an einen Kastanienbaum gelehnt, ausdachte. Das Verlangen nach Antworten sollte

erst später und in weiter Ferne auftauchen und auch nicht allen Fragen gelten. Angesichts der Fragen meinte seine Großmutter, er trage den Kopf in den Wolken. »Pass auf, dass du dich nicht stößt.« Dabei gluckste sie jedesmal so, dass ihr Busen bebte wie ein Vogelnest. »Mein Himmelsstürmer ...«

»Kann man die Zeit anfassen?«

»Findet wirklich die ganze Welt Platz im Kopf?«

»Wie viele Engel ergeben ein Kilo?«

»Hört man jemals auf, seinen Vater zu vermissen?« (Das war eine der Fragen, bei denen Despina nicht kicherte, sondern sich an die Brust griff.)

»Ist es denkbar, dass der Himmel ein Loch hat?«

»Was soll man tun, um sicher zu gehen, dass man existiert?«

»Warum schwingt Efi nicht die Hüften, wenn sie vorbeigeht?« (Das war eine andere.)

»Kann man grundlos weinen?«

»Hat die Nacht Ränder?«

»Träumt Maja anders?«

»Wann bekommt man genug von allem, was man nicht hat?«

»Exakt wie groß ist ein Herz?«

Auf letztere Frage pflegte Despina zu antworten: »Stell dir die Faust eines Mannes vor, die sich manchmal wie ein Spatz benimmt.«

ÜBER WASSER UND ANDERE FRAGEN DES JÜNGSTEN TAGS (TEIL EINS). Am Küchentisch in Balslöv – übrigens am gleichen Abend, an dem Oberst Giorgos Papadopoulos nach einem Telefonat mit dem kaugummikauenden Jack Maury den Hörer auflegte und sagte: »Du hast Recht, Tzak. Jetzt reicht es bald« –, an diesem Küchentisch mit Wachstuchdecke wiederholte Jannis die späterhin geflügelten Worte: »Ich bin Student von der Universität Bromölla. Das liegt weiter weg, als man jedenfalls in Áno Potamiá glaubt.« Er machte eine verschwörerische Pause und aß ein wenig von seinem Schnitzel. Ein geübtes Auge wie Lilys hätte problemlos entdeckt, dass der Gast lieber einen Brotkanten als ein

Messer in der rechten Hand gehalten hätte. Im Moment war sie jedoch damit beschäftigt, den Blick ihres Mannes zu suchen und ein Lachen zu ersticken. Bromölla hatte doch nicht einmal ein Gymnasium. »Ich mache eine Ausbildung zum Ingenieur.« Jannis spießte den letzten Tomatenschnitt auf. Zwischen den Bissen erläuterte er: »Sobald ich fertig studiert habe, werde ich die Gewässer in Makedonien revolutionieren.«

Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass unser Held ein geschätzter Student beispielsweise im Fach Mechanik des Wassers geworden wäre, wenn Gavril Avramidis in den sechziger Jahren noch an der Technischen Hochschule von Thessaloniki gelehrt hätte. Aber das tat er nicht. Und so war die Aussage mehr als eine nette Übertreibung, sie war ein Traum. Mit Ausnahme des Herbstes 1949 und einiger seltener Wochen in den folgenden Jahren hatte Jannis nie einen Fuß auf die Treppenstufen einer Schule gesetzt, geschweige denn zwischen die klappernden Bankreihen eines Hörsaals in irgendeiner höheren Lehranstalt. Im Übrigen war er trotz seiner Überlegungen zum Zustand der Zeit und der Beschaffenheit des Jenseits, ja vielleicht gerade wegen dieser Mücken, ein praktisch veranlagter Mensch. Er bevorzugte Gedanken, die Hand und Fuß und ein Robert Mitchum-Grübchen im Kinn hatten, und hatte kein Problem damit, Insekten totzuschlagen, die ihn belästigten. Das staubfreie Paradies der Abstraktionen, wie es in den Vorlesungssälen der Provinzhauptstadt ausgemalt wurde, war nicht seine Stärke. Für Jannis war die Welt weniger Reißbrettentwurf als Realität, auch wenn es daran in ihrer derzeitigen Version am meisten fehlte.

Dies war auch der Grund dafür, dass er davon träumte, Makedonien mit einer Kanalisation auszustatten. Sein Heimatdorf lag oben in den Bergen, dem Himmel so nah, dass manche Einwohner meinten, man könne sich die Stirn an ihm stoßen, und mit Ausnahme der Wintermonate war der Fluss Potamiá, der dem Ort seinen Namen gegeben hatte, nie tiefer als der Abstand zwischen Fußsohle und Kniescheibe eines Fünfjährigen. Im Übrigen war die Verwaltung in Thessaloniki für ihren Unwillen bekannt, die Bergdörfer mit Wasser zu versorgen, das als geostrategische Ressource betrachtet wurde. Die bulgarische Besatzung während des Kriegs war nicht vergessen, als ein Sack Reis die Frauen eine Nähmaschine und ein Dutzend

Schweinefüße sie eine Woche nächtlicher Soldatenbesuche gekostet hatte. Um die nationale Sicherheit zu erhöhen, versuchten die Behörden, zwischen der Hafenstadt und den Geländefahrzeugen der Nachbararmee eine Pufferzone aus unwirtlichem Gelände zu erschaffen – was Makedonier, die mehr als fünfhundert Meter über dem Meeresspiegel wohnten, davon träumen ließ, so in den Ministerien aufzuräumen, wie ein gewisser Held dereinst in einem Stall unten auf dem Peloponnes getan hatte. Jannis war folglich nicht der einzige, der mit dem Gebet zu Bett ging: »Lieber Gott, lass mich wenigstens im Traum Herakles sein dürfen.«

So lange unser Held zurückdenken konnte, war in seiner Heimatregion mit Wasser gegeizt worden. »Lieber ein schmutziges Kind als ein trockener Hals«, lautete eine der gängigen Redensarten. »Spar deine Spucke, im Sommer wirst du sie noch brauchen«, eine andere. Bei Geschäften, die Liebe, Kuhhandel und verwandte Angelegenheiten betrafen, verkündeten die Einwohner gerne »Das war der letzte Tropfen« oder auch »Nicht einen Tropfen mehr«, wobei sie mit der Zunge schnalzten, um zu zeigen, dass sie beabsichtigen, ihre Spucke zu sparen, auch wenn diese weiß und trocken geworden war und in den Mundwinkeln klebte. Und während der elenden Kriegsjahre bot sich vielen die Gelegenheit zu wiederholen: »Ein Mensch lässt sich immer ersetzen, aber Wasser?« Wenn das Gegenüber trotzdem keine Vernunft annehmen wollte, fragte man rhetorisch: »Was ist? Hast du Haare in den Ohren?« Unter diesen Umständen konnten die Bauern nur Tabak und Wortkargheit mit Aussicht auf Erfolg kultivieren, der Rest taugte bestenfalls für Mythen.

Einmal in der Woche tauchte ein schwarzgekleideter Mann mit einem Eselskarren auf. Am hinteren Ende baumelte ein rotes Rücklicht von einem der ersten Busse, die diese Berge in den zwanziger Jahren besucht hatten. Inzwischen lag das Fahrzeug – ein alter Scania-Vabis – verkohlt und skelettiert in einer Schlucht, nachdem es eine Zeit lang Flüchtlingen als Unterkunft gedient hatte. Wo das andere Rücklicht hingekommen war, wussten fast nur die Männer der näheren Umgebung. Normalerweise traf der Schwarzgekleidete so früh ein, dass er aus der Nacht und nicht aus dem Tal zu kommen schien. Wenig überraschend wurde er »Die Apokalypse«